



Heinrich Heine 1829
Nach einer Zeichnung von Kugler

Heinrich Heine (*13.12.1797 in Düsseldorf – †17.2.1856 in Paris), Sohn eines jüdischen Tuchhändlers, Besuch des Düsseldorfer Lyzeums ohne Abschluss, 1815 Banklehre in Frankfurt, 1816 Tätigkeit im Bankhaus des Onkels Salomon Heine in Hamburg. Ab 1819 Studium der Rechtswissenschaft in Bonn, ab 1820 in Göttingen, 1821-23 an der Humboldt-Universität in Berlin; Juni 1825 Taufe zum Protestantismus, Juli 1825 Promotion zum Dr. jur. in Göttingen. Tätig als freier Schriftsteller (Reisebilder. Erster Teil, 1826; Buch der Lieder, 1827; Reisebilder. Zweiter Teil, 1827); 1827 Englandreise, 1828 Italienreise (Reisebilder. Dritter Teil, 1830; Vierter Teil 1831). 1831 Umzug nach Paris, wo er sich, nach dem Verbot seiner Schriften in Preußen (1833) und in den Mitgliedstaaten des Deutschen Bundes (1835), ständig niederließ und seit 1832 als Korrespondent für Friedrich Cottas Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ zahlreiche Berichte und Feuilletons (Französische Zustände, 1832; Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland, 1835; Die romantische Schule, 1836; Ludwig Börne. Eine Denkschrift, 1840) verfasste. In den vierziger Jahren Mitarbeit an den von Karl Marx herausgegebenen Zeitschriften „Vorwärts“ und „Deutsch-Französische Jahrbücher“; 1843 und 1844 Reisen nach Hamburg (Atta Troll – Ein Sommernachtstraum, 1847; Deutschland. Ein Wintermärchen, 1844; Neue Gedichte, 1844). Seit 1848 an die „Matratzengruft“ gefesselt, blieb er doch bis zu seinem Tod im Februar 1856 unablässig produktiv (Romanzero, 1851; Lutetia, 1854); sein Grab liegt auf dem Friedhof Montmartre. Die wechselvolle Rezeptionsgeschichte dieses von Ideologien unabhängigen Schriftstellers spiegelt Höhen und Tiefen deutscher Geschichte: von den einen wegen Witz, Ironie und stilistischer Versatilität gerühmt und nachgeahmt, von den andern wegen jüdischer Herkunft und journalistischer Rücksichtslosigkeit verachtet und geschmäht, scheidet er heute die Geister nicht mehr: Zwischen Goethe und Wagner ist er sicherlich der international einflussreichste deutsche Künstler des 19. Jahrhunderts.

Bei des Nachtwächters Ankunft zu Paris

„Nachtwächter mit langen Fortschrittsbeinen,
Du kommst so verstört einhergerannt!
Wie geht es daheim den lieben Meinen,
Ist schon befreit das Vaterland?“ –

„Vortrefflich geht es, der stille Segen,
Er wuchert im sittlich gehüteten Haus,
Und ruhig und sicher, auf friedlichen Wegen,
Entwickelt sich Deutschland von innen heraus.

Nicht oberflächlich wie Frankreich blüht es,
Wo Freiheit das äußere Leben bewegt;
Nur in der Tiefe des Gemütes
Ein deutscher Mann die Freiheit trägt.

Der Dom zu Cöllen wird vollendet,
Den Hohenzollern verdanken wir das;
Habsburg hat auch dazu gespendet,
Ein Wittelsbach schickt Fensterglas.

Die Konstitution, die Freiheitsgesetze,
Sie sind uns versprochen, wir haben das Wort,
Und Königsworte, das sind Schätze,
Wie tief im Rhein der Nibelungshort.

Der freie Rhein, der Brutus der Flüsse,
Er wird uns nimmermehr geraubt!
Die Holländer binden ihm die Füße,
Die Schwyzer halten fest sein Haupt.

Auch eine Flotte will Gott uns bescheren,
Die patriotische Überkraft
Wird lustig rudern auf deutschen Galeeren;
Die Festungsstrafe wird abgeschafft.

Es blüht der Lenz, es platzen die Schoten,
Wir atmen frei in der freien Natur!
Und wird uns der ganze Verlag verboten,
So schwindet am Ende von selbst die Zensur.“

Quelle:

Heines Werke. Erster Band. Buch der Lieder. Neue Gedichte. Hrsg. von Ewald A. Boucke. Berlin
o. J. [1931], Bd. 1, S. 271f.

Deutschland

(Geschrieben im Sommer 1840)

Deutschland ist noch ein kleines Kind,
Doch die Sonne ist seine Amme;
Sie säugt es nicht mit stiller Milch,
Sie säugt es mit wilder Flamme.

Bei solcher Nahrung wächst man schnell
Und kocht das Blut in den Adern.
Ihr Nachbarskinder, hütet euch
Mit dem jungen Burschen zu hadern!

Es ist ein täppisches Rieselein,
Reißt aus dem Boden die Eiche,
Und schlägt euch damit den Rücken wund
Und die Köpfe windelweiche.

Dem Siegfried gleicht er, dem edlen Fant,
Von dem wir singen und sagen;
Der hat, nachdem er geschmiedet sein Schwert,
Den Amboß entzweigeschlagen!

Ja, du wirst einst wie Siegfried sein
Und töten den häßlichen Drachen,
Heisa! wie freudig vom Himmel herab
Wird deine Frau Amme lachen!

Du wirst ihn töten, und seinen Hort,
Die Reichskleinodien, besitzen.
Heisa! wie wird auf deinem Haupt
Die goldne Krone blitzen!

Quelle:

Heines Werke. Zweiter Band. Romanzero. Gedichte 1853-54. Nachlese. Hrsg. von Ewald A. Boucke. Berlin o. J. [1931], S. 318f.

Lazarus Nr. 16

Im Oktober 1849

Gelegt hat sich der starke Wind,
 Und wieder stille wird's daheime;
 Germania, das große Kind,
 Erfreut sich wieder seiner Weihnachtsbäume.

Wir treiben jetzt Familienglück –
 Was höher lockt, das ist vom Übel –
 Die Friedensschwalbe kehrt zurück,
 Die einst genistet in des Hauses Giebel.

Gemütlich ruhen Wald und Fluß,
 Von sanftem Mondlicht übergossen;
 Nur manchmal knallt's – Ist das ein Schuß? –
 Es ist vielleicht ein Freund, den man erschossen.

Vielleicht mit Waffen in der Hand
 Hat man den Tollkopf angetroffen
 (Nicht jeder hat soviel Verstand
 Wie Flaccus, der so kühn davongeloffen).

Es knallt. Es ist ein Fest vielleicht,
 Ein Feuerwerk zur Goethefeier! –
 Die Sonntag, die dem Grab entsteigt,
 Begrüßt Raketenlärm – die alte Leier.

Auch Liszt taucht wieder auf, der Franz,
 Er lebt, er liegt nicht blutgerötet
 Auf einem Schlachtfeld Ungarlands;
 Kein Russe, noch Kroat' hat ihn getötet.

Es fiel der Freiheit letzte Schanz',
 Und Ungarn blutet sich zu Tode –
 Doch unversehrt blieb Ritter Franz,
 Sein Säbel auch – er liegt in der Kommode.

Er lebt, der Franz, und wird als Greis
 Vom Ungarkriege Wunderdinge
 Erzählen in der Enkel Kreis –
 „So lag ich und so führt' ich meine Klinge!“

Wenn ich den Namen Ungarn hör',
 Wird mir das deutsche Wams zu enge,
 Es braust darunter wie ein Meer,
 Mir ist, als grüßten mich Trompetenklänge!

Es klirrt mir wieder im Gemüt
 Die Heldensage, längst verklungen,
 Das eiserne wilde Kämpfeliied –
 Das Lied vom Untergang der Nibelungen.

Es ist dasselbe Heldenlos,
 Es sind dieselben alten Mären,
 Die Namen sind verändert bloß,
 Doch sind's dieselben „Helden lobebären“.

Es ist dasselbe Schicksal auch –
 Wie stolz und frei die Fahnen fliegen,
 Es muß der Held, nach altem Brauch,
 Den tierisch rohen Mächten unterliegen.

Und diesmal hat der Ochse gar
 Mit Bären einen Bund geschlossen –
 Du fällst: doch tröste doch, Magyar,
 Wir andre haben schlimmere Schmach genossen.

Anständ'ge Bestien sind es doch
 Die ganz honett doch überwunden;
 Doch wir geraten in das Joch
 Von Wölfen, Schweinen und gemeinen Hunden.

Das heult und bellt und grunzt – ich kann
 Ertragen kaum den Duft der Sieger.
 Doch still, Poet, das greift dich an –
 Du bist so krank, und schweigen wäre klüger.

Quelle:

Heines Werke. Zweiter Band. Romanzero. Gedichte 1853-54. Nachlese. Hrsg. von Ewald A. Boucke. Berlin o. J. [1931] Romanzero. Lamentationen. Lazarus Nr. 16, S. 101f.

In Heines Prosa-Schriften findet sich das Nibelungenthema mehrfach, wie die folgende Auswahl belegt:

Heine: Reisebilder. Zweiter Teil. Die Nordsee

„Solche Beschreibung oder Prophezeiung des Untergangs einer Heldenwelt ist Grundton und Stoff der epischen Dichtungen aller Völker. Auf den Felsen von Ellore und anderer indischer Grottentempel steht solche epische Katastrophe eingegraben mit Riesenhieroglyphen, deren Schlüssel im „Mahabharata“ zu finden ist; der Norden hat in nicht minder steinernen Worten, in seiner „Edda“, diesen Götteruntergang ausgesprochen; das Lied der Nibelungen besingt dasselbe tragische Verderben und hat, in seinem Schlusse, noch ganz besondere Ähnlichkeit mit der Ségurschen Beschreibung des Brandes von Moskau; das Rolandslied von der Schlacht bei Roncisval, dessen Worte verschollen, dessen Sage aber noch nicht erloschen und noch unlängst von einem der größten Dichter des Vaterlandes, von Immermann, heraufbeschworen worden, ist ebenfalls der alte Unglücksgesang; und gar das Lied von Ilion verherrlicht am schönsten das alte Thema und ist doch nicht großartiger und schmerzlicher als das französische Volkslied, worin Ségur den Untergang seiner Heroenwelt besungen hat. Ja, dieses ist ein wahres Epos, Frankreichs Heldenjugend ist der schöne Heros, der früh dahinsinkt, wie wir solches Leid schon sahen in dem Tode Baldurs, Siegfrieds, Rolands und Achilles', die ebenso durch Unglück und Verrat gefallen; und jene Helden, die wir in der Ilias bewundert, wir finden sie wieder im Liede des Ségur, wir sehen sie ratschlagen, zanken und kämpfen, wie einst vor dem skäischen Tore; ist auch die Jacke des Königs von Neapel etwas allzu buntscheckig modern, so ist doch sein Schlachtmuth und Übermuth ebenso groß wie der des Peliden; ein Hector an Milde und Tapferkeit, steht vor uns Prinz Eugèn, der edle Ritter, Ney kämpft wie ein Ajax, Berthier ist ein Nestor ohne Weisheit, Davoust, Daru, Caulaincourt usw., in ihnen wohnen die Seelen des Menelaos, des Odysseus, des Diomedes – nur der Kaiser selbst findet nicht seinesgleichen, in seinem Haupte ist der Olymp des Gedichtes, und wenn ich ihn, in seiner äußeren Herrschererscheinung, mit dem Agamemnon vergleiche, so geschieht das, weil ihn, ebenso wie den größten Teil seiner herrlichen Kampfgenossen, ein tragisches Schicksal erwartete, und weil sein Orestes noch lebt.“

Quelle:

Heines Werke. Fünfter Band. Reisebilder I und II. Hrsg. von Ewald A. Boucke. Berlin o. J. [1931], S. 114.

Die Romantische Schule. Drittes Buch. I.

„Des Knaben Wunderhorn' ist ein zu merkwürdiges Denkmal unserer Literatur und hat auf die Lyriker der romantischen Schule, namentlich auf unseren vortrefflichen Herrn Uhland, einen zu bedeutenden Einfluß geübt, als daß ich es unbesprochen lassen durfte. Dieses Buch und das ‚Nibelungenlied' spielten eine Hauptrolle in jener Periode. Auch von letzterem muß hier eine besondere Erwähnung geschehen. Es war lange Zeit von nichts anderem als vom ‚Nibelungenlied' bei uns die Rede, und die klassischen Philologen wurden nicht wenig geärgert, wenn man dieses Epos mit der ‚Ilias' verglich, oder wenn man gar darüber stritt, welches von beiden Gedichten das vorzüglichere sei? Und das Publikum sah dabei aus wie ein Knabe, den man ernsthaft fragt: „Hast du lieber ein Pferd oder einen Pfefferkuchen?“ Jedenfalls ist aber dieses ‚Nibelungenlied' von großer, gewaltiger Kraft. Ein Franzose kann sich schwerlich einen Begriff davon machen. Und gar von der Sprache, worin es gedichtet ist. Es ist eine Sprache von Stein, und die Verse sind gleichsam gereimte Quadern. Hie und da, aus den Spalten, quellen rote Blumen hervor wie Blutstropfen, oder zieht sich der lange Efeu herunter wie grüne Tränen. Von den Riesenleidenschaften, die sich in diesem Gedichte bewegen, könnt ihr kleinen artigen Leutchen euch noch viel weniger einen Begriff machen. Denkt euch, es wäre eine helle Sommernacht, die Sterne, bleich wie Silber, aber groß wie Sonnen, träten hervor am blauen Himmel, und alle gotischen Dome von Europa hätten sich ein Rendezvous gegeben auf einer ungeheuer weiten Ebene, und da kämen nun ruhig herangeschritten der Straßburger Münster, der Kölner Dom, der Glockenturm von Florenz, die Kathedrale von Rouen usw., und diese machten der schönen Notre-Dame de Paris ganz artig die Cour. Es ist wahr, daß ihr Gang ein bißchen unbeholfen ist, daß einige darunter sich sehr linkisch benehmen, und

daß man über ihr verliebtes Wackeln manchmal lachen könnte. Aber dieses Lachen hätte doch ein Ende, sobald man sähe, wie sie in Wut geraten, wie sie sich untereinander würgen, wie Notre-Dame de Paris verzweiflungsvoll ihre beiden Steinarme gen Himmel erhebt und plötzlich ein Schwert ergreift und dem größten aller Dome das Haupt vom Rumpfe herunterschlägt. Aber nein, ihr könnt euch auch dann von den Hauptpersonen des ‚Nibelungenlieds' keinen Begriff machen; kein Turm ist so hoch und kein Stein ist so hart wie der grimme Hagen und die rachgierige Kriemhild.

Wer hat aber dieses Lied verfaßt? Ebenso wenig wie von den Volksliedern weiß man den Namen des Dichters, der das ‚Nibelungenlied' geschrieben. Sonderbar! von den vortrefflichsten Büchern, Gedichten, Bauwerken und sonstigen Denkmälern der Kunst weiß man selten den Urheber. Wie hieß der Baumeister, der den Kölner Dom erdacht? Wer hat dort das Altarbild gemalt, worauf die schöne Gottesmutter und die Heiligen Drei Könige so erquicklich abkonterfeit sind? Wer hat das Buch Hiob gedichtet, das so viele leidende Menschengeschlechter getröstet hat? Die Menschen vergessen nur zu leicht die Namen ihrer Wohltäter; die Namen des Guten und Edeln, der für das Heil seiner Mitbürger gesorgt, finden wir selten im Munde der Völker, und ihr dickes Gedächtnis bewahrt nur die Namen ihrer Dränger und grausamen Kriegshelden. Der Baum der Menschheit vergißt des stillen Gärtners, der ihn gepflegt in der Kälte, getränkt

in der Dürre und vor schädlichen Tieren geschützt hat; aber er bewahrt treulich die Namen, die man ihm in seine Rinde unbarmherzig eingeschnitten mit scharfem Stahl, und er überliefert sie in immer wachsender Größe den spätesten Geschlechtern.“

Quelle:

Heines Werke. Siebenter Band. Die romantische Schule. Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland. Hrsg. von Ewald A. Boucke. Berlin o. J. [1931], S. 100-102.

Heine: Die Romantische Schule. Drittes Buch. IV.

„Die Zahl der Fouquéschen Romane ist Legion; er ist einer der fruchtbarsten Schriftsteller. ‚Der Zauberring‘ und ‚Thiodolph der Isländer‘ verdienen besonders rühmend angeführt zu werden. Seine metrischen Dramen, die nicht für die Bühne bestimmt sind, enthalten große Schönheiten. Besonders ‚Sigurd, der Schlangentöter‘ ist ein kühnes Werk, worin die altskandinavische Heldensage mit all ihrem Riesen- und Zauberwesen sich abspiegelt. Die Hauptperson des Dramas, der Sigurd, ist eine ungeheure Gestalt. Er ist stark wie die Felsen von Norweg und ungestüm wie das Meer, das sie umrauscht, Er hat soviel Mut wie hundert Löwen und soviel Verstand wie zwei Esel.“

Quelle:

Heines Werke. Siebenter Band. Die romantische Schule. Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland. Hrsg. von Ewald A. Boucke. Berlin o. J. [1931], S. 124f..

Heine: Die Romantische Schule. Drittes Buch. IV.

„Daß es Herrn Raupach gelungen ist, auf der deutschen Bühne emporzukommen, hat aber noch einen besonderen Grund. Dieser Schriftsteller, von Geburt ein Deutscher, hat lange Zeit in Rußland gelebt, dort erwarb er seine Bildung, und es war die moskowitzische Muse, die ihn eingeweiht in die Poesie. Diese Muse, die eingezobelte Schöne mit der holdselig aufgestülpten Nase, reichte unserem Dichter die volle Branntweinschale der Begeisterung, hing um seine Schulter den Köcher mit kirgisischen Witzpfeilen und gab in seine Hände die tragische Knute. Als er zuerst auf unsere Herzen damit losschlug, wie erschütterte er uns! Das Befremdliche der ganzen Erscheinung mußte uns nicht wenig in Verwunderung setzen. Der Mann

gefiel uns gewiß nicht, im zivilisierten Deutschland; aber sein sarmatisch ungetümes Wesen, eine täppische Behendigkeit, ein gewisses brummendes Zugreifen in seinem Verfahren verblüffte das Publikum. Es war jedenfalls ein origineller Anblick, wenn Herr Raupach auf seinem slawischen Pegasus, dem kleinen Klepper, über die Steppen der Poesie dahinjagte und unter dem Sattel, nach echter Baschkirenweise, seine dramatischen Stoffe gar ritt. Dieses fand Beifall in Berlin, wo, wie ihr wißt, alles Russische gut aufgenommen wird; dem Herren Raupach gelang es, dort Fuß zu fassen; er wußte sich mit den Schauspielern zu verständigen, und seit einiger Zeit, wie schon gesagt, wird Raupach Apollo neben Diana Birch-Pfeiffer göttlich verehrt in dem Tempel der dramatischen Kunst. Dreißig Taler bekömmt er für jeden Akt, den er schreibt, und er schreibt lauter Stücke von sechs Akten, indem er dem ersten Akt den Titel ‚Vorspiel‘ gibt. Alle mögliche Stoffe hat er schon unter den Sattel seines Pegasus geschoben und gar geritten. Kein Held ist sicher vor solchem tragischen Schicksal. Sogar den Siegfried, den Drachentöter, hat er unterbekommen. Die Muse der deutschen Geschichte ist in Verzweiflung. Einer Niobe gleich, betrachtet sie, mit bleichem Schmerze, die edlen Kinder, die Raupach Apollo so entsetzlich bearbeitet hat. O Jupiter! Er wagte es sogar, Hand zu legen an die Hohenstaufen, unsere alten geliebten Schwabekaiser! Es war nicht genug, daß Herr Friedrich Raumer sie geschichtlich eingeschlachtet, jetzt kommt gar Herr Raupach, der sie fürs Theater zurichtet. Raumersche Holzfiguren überzieht er mit seiner ledernen Poesie, mit seinen russischen Juchten, und der Anblick solcher Karikaturen und ihr Mißduft verleidet uns am Ende noch die Erinnerung an die schönsten und edelsten Kaiser des deutschen Vaterlandes. Und die Polizei hemmt nicht solchen Frevel? Wenn sie nicht gar selbst die Hand im Spiel hat. Neue, emporstrebende Regentenhäuser lieben nicht bei dem Volke die Erinnerung an die alten Kaiserstämme, an deren Stelle sie gern treten möchten. Nicht bei Immermann, nicht bei Grabbe, nicht einmal bei Herren Üchtritz, sondern bei dem Herrn Raupach wird die Berliner Theaterintendanz einen Barbarossa bestellen. Aber streng bleibt es Herrn Raupach untersagt, einen Hohenzollern unter den Sattel zu stecken; sollte es ihm einmal danach gelüsten, so würde man ihm bald die Hausvogtei als Helikon anweisen.

Die Ideenassoziation, die durch Kontraste entsteht, ist schuld daran, daß ich, indem ich von Herrn Uhland reden wollte, plötzlich auf Herrn Raupach und Madame Birch-Pfeiffer geriet. Aber obgleich dieses göttliche Paar, unsere Theaterdiana noch viel weniger als unser Theaterapoll, nicht zur eigentlichen Literatur gehört, so mußte ich doch einmal von ihnen reden, weil sie die jetzige Bretterwelt repräsentieren. Auf jeden Fall war ich es unseren wahren Poeten schuldig, mit wenigen Worten in diesem Buche zu erwähnen, von welcher Natur die Leute sind, die bei uns die Herrschaft der Bühne usurpieren.

V

Ich bin in diesem Augenblick in einer sonderbaren Verlegenheit. Ich darf die Gedichtesammlung des Herrn Ludwig Uhland nicht unbesprochen lassen, und dennoch befinde ich mich in einer Stimmung, die keineswegs solcher Besprechung günstig ist. Schweigen könnte hier als Feigheit oder gar als Perfidie

erscheinen, und ehrlich offene Worte könnten als Mangel an Nächstenliebe gedeutet werden. In der Tat, die Sippen und Magen der Uhlandschen Muse und die Hintersassen seines Ruhmes werde ich mit der Begeisterung, die mir heute zu Gebote stellt, schwerlich befriedigen. Aber ich bitte euch, Zeit und Ort, wo ich dieses niederschreibe, gehörig zu ermessen. Vor zwanzig Jahren, ich war ein Knabe, ja damals, mit welcher überströmenden Begeisterung hätte ich den vortrefflichen Umland zu feiern vermocht! Damals empfand ich seine Vortrefflichkeit vielleicht besser als jetzt; er stand mir näher an Empfindung und Denkvermögen. Aber so vieles hat sich seitdem ereignet! Was mir so herrlich dünkte, jenes chevalereske und katholische Wesen, jene Ritter, die im adligen Turnei sich hauen und stechen, jene sanften Knappen und sittigen Edelfrauen, jene Nordlandshelden und Minnesänger, jene Mönche und Nonnen, jene Vätergrüfte mit Ahnungsschauern, jene blassen Entsagungsgefühle mit Glockengeläute und das ewige Wehmutgewimmer, wie bitter ward es mir seitdem verleidet! Ja, einst war es anders. Wie oft, auf den Trümmern des alten Schlosses zu Düsseldorf am Rhein, saß ich und deklamierte vor mich hin das schönste aller Uhlandschen Lieder:

Der schöne Schäfer zog so nah
Vorüber an dem Königsschloß;
Die Jungfrau von der Zinne sah,
Da war ihr Sehnen groß.

Sie rief ihm zu ein süßes Wort:
„O dürft’ ich gehn hinab zu dir!
Wie glänzen weiß die Lämmer dort,
Wie rot die Blümlein hier!“

Der Jüngling ihr entgegenbot:
„O kämest du herab zu mir!
Wie glänzen so die Wänglein rot,
Wie weiß die Arme dir!“

Und als er nun mit stillem Weh
In jeder Früh’ vorübertrieb:
Da sah er hin, bis in der Höh’
Erschien sein holdes Lieb.

Dann rief er freundlich ihr hinauf:
„Willkommen, Königstöchterlein!“
Ihr süßes Wort ertönte drauf:
„Viel Dank, du Schäfer mein!“

Der Winter floh, der Lenz erschien,
Die Blümlein blühten reich umher,
Der Schäfer tät zum Schlosse ziehn,
Doch sie erschien nicht mehr.

Er rief hinauf so klagevoll:
„Willkommen, Königstöchterlein!“
Ein Geisterlaut herunterscholl:
„Ade, du Schäfer mein!“

Wenn ich nun auf den Ruinen des alten Schlosses saß und dieses Lied deklamierte, hörte ich auch wohl zuweilen, wie die Nixen im Rhein, der dort vorbeifließt, meine Worte nachäfften, und das seufzte und das stöhnte aus den Fluten mit komischem Pathos:

„Ein Geisterlaut herunterscholl,
Ade, du Schäfer mein!“

Ich ließ mich aber nicht stören von solchen Neckereien der Wasserfrauen, selbst wenn sie bei den schönsten Stellen in Uhlands Gedichten ironisch kicherten. Ich bezog solches Gekicher damals bescheidenlich auf mich selbst, namentlich gegen Abend, wenn die Dunkelheit heranbrach und ich mit etwas erhobener Stimme deklamierte, um dadurch die geheimnisvollen Schauer zu überwinden, die mir die alten Schloßtrümmer einflößten. Es ging nämlich die Sage, daß dort des Nachts eine Dame ohne Kopf umherwandle. Ich glaubte manchmal ihre lange seidene Schleppe vorbeirauschen zu hören, und mein Herz pochte... Das war die Zeit und der Ort, wo ich für die „Gedichte von Ludwig Uhland“ begeistert war.

Dasselbe Buch habe ich wieder in Händen, aber zwanzig Jahre sind seitdem verflossen, ich habe unterdessen viel gehört und gesehen, gar viel, ich glaube nicht mehr an Menschen ohne Kopf, und der alte Spuk wirkt nicht mehr auf mein Gemüt. Das Haus, worin ich eben sitze und lese, liegt auf dem Boulevard Mont-Martre; und dort branden die wildesten Wogen des Tages, dort kreischen die lautesten Stimmen der modernen Zeit; das lacht, das grollt, das trommelt; im Sturmschritt schreitet vorüber die Nationalgarde; und jeder spricht französisch. – Ist das nun der Ort, wo man Uhlands Gedichte lesen kann? Dreimal habe ich den Schluß des oberwähnten Gedichtes mir wieder vordeklamiert, aber ich empfinde nicht mehr das unnennbare Weh, das mich einst ergriff, wenn das Königstöchterlein stirbt und der schöne Schäfer so klagevoll zu ihr hinaufrief: „Willkommen, Königstöchterlein!“

Ein Geisterlaut herunterscholl,
Ade! du Schäfer mein!“

Vielleicht auch bin ich für solche Gedichte etwas kühl geworden, seitdem ich die Erfahrung gemacht, daß es eine weit schmerzlichere Liebe gibt als die, welche den Besitz des geliebten Gegenstandes niemals erlangt oder ihn durch den Tod verliert. In der Tat, schmerzlicher ist es, wenn der geliebte Gegenstand Tag und Nacht in unseren Armen liegt, aber durch beständigen Widerspruch und blödsinnige Kapricen uns Tag und Nacht verleidet, dergestalt, daß wir das, was unser Herz am meisten liebt, von unserem Herzen fortstoßen, und wir selber das verflucht geliebte Weib nach dem Postwagen bringen und fortschicken müssen:

Ade, du Königstöchterlein!“

Quelle:

Heines Werke. Siebenter Band. Die romantische Schule. Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland. Hrsg. von Ewald A. Boucke. Berlin o. J. [1931], S. 127-132.

Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland. Drittes Buch.

„Ist das nicht, wie er leibt und lebt, der ministerielle, schlichtende, vertuschende Goethe? Er rügt im Grunde nur, daß Fichte das gesprochen, was er dachte, und daß er es nicht in den hergebrachten verhüllenden Ausdrücken gesprochen. Er tadelt nicht den Gedanken, sondern das Wort. Daß der Deismus in der deutschen Denkerwelt seit Kant vernichtet sei, war, wie ich schon einmal gesagt, ein Geheimnis, das jeder wußte, das man aber nicht laut auf dem Markte ausschreien sollte. Goethe war so wenig Deist wie Fichte; denn er war Pantheist. Aber eben von der Höhe des Pantheismus konnte Goethe, mit seinem scharfen Auge, die Haltlosigkeit der Fichteschen Philosophie am besten durchschauen, und seine milden Lippen mußten darob lächeln. Den Juden, was doch die Deisten am Ende alle sind, mußte Fichte ein Greuel sein; dem großen Heiden war er bloß eine Torheit. „Der große Heide“ ist nämlich der Name, den man in Deutschland dem Goethe beilegt. Doch ist dieser Name nicht ganz passend. Das Heidentum des Goethe ist wunderbar modernisiert. Seine starke Heidennatur bekundet sich in dem klaren, scharfen Auffassen aller äußeren Erscheinungen, aller Farben und Gestalten; aber das Christentum hat ihn zu gleicher Zeit mit einem tieferen Verständnis begabt, trotz seines sträubenden Widerwillens hat das Christentum ihn eingeweiht in die Geheimnisse der Geisterwelt, er hat vom Blute Christi genossen, und dadurch verstand er die verborgensten Stimmen der Natur, gleich Siegfried, dem Nibelungenheld, der plötzlich die Sprache der Vögel verstand, als ein Tropfen Blut des erschlagenen Drachen seine Lippen benetzte. Es ist merkwürdig, wie bei Goethe jene Heidennatur von unserer heutigen Sentimentalität durchdrungen war, wie der antike Marmor so modern pulsierte, und wie er die Leiden eines jungen Werthers ebenso stark mitempfand wie die Freuden eines alten Griechengottes. Der Pantheismus des Goethe ist also von dem heidnischen sehr unterschieden. Um mich kurz auszudrücken: Goethe war der Spinoza der Poesie.“

Quelle:

Heines Werke. Siebenter Band. Die romantische Schule. Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland. Hrsg. von Ewald A. Boucke. Berlin o. J. [1931], S. 286f.